Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 8 (1952)

Artikel: Jüdische Selbstbesinnung
Autor: Ben-Chorin, Schalom
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-961404

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

verstand, aufgefaßt werden und als Beispiel dazu dienen, daß vorgefaßte Meinungen nicht verallgemeinert werden dürfen. Beim wachsenden Antisemitismus in der Welt aber ist es die Pflicht eines jeden, den antijüdischen Ressentiments entgegenzuwirken.

Dieses Lebensbild des großen Juden möchte noch nach einem halben Jahrhundert, das in diesem Jahr seit seinem Tode verflossen ist, seinen Rassegenossen in seinem Geiste dienen.

JÜDISCHE SELBSTBESINNUNG

von Schalom Ben-Chorin, Jerusalem

Optimismus in Amerika und banges Fragen in Jisrael

Die weit verbreitete amerikanische Wochenschrift «Time» brachte auf ihrer Nummer vom 15. Oktober 1951 als Titelbild das Portrait von Rabbi Louis Finkelstein, dem Rektor des «Jewish Theological Seminary» in New York. Als «Cover» vom «Time» zu erscheinen, bedeutet in Amerika etwas: dieser Auszeichnung wurden u. a. die regierenden Häupter von Großbritannien, Belgien, Ägypten und der Niederlande gewürdigt. Ebenso die Präsidenten Roosevelt und Truman, die Staatsoberhäupter Masaryk und Stalin, kurzum «Persönlichkeiten, die der Zeitgeschichte angehören». Rabbi Finkelstein, der geistige Führer der konservativen Richtung im amerikanischen Judentum, ist als judaistischer Gelehrter in der ganzen jüdischen und in der wissenschaftlichen Welt rühmlichst bekannt und darüber hinaus steht er als aktiver Vorkämpfer jüdisch-christlicher Verständigung im Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit. «Time» bringt Äußerungen Finkelsteins unter der optimistischen Schlagzeile: «The Days of Fear are over» (Die Tage der Furcht sind vorbei). Das bezieht sich nicht etwa nur auf die damals

beendeten «Furchtbaren Tage», die «Jamim Noraim» der Hohen Feiertage, sondern dieses Wort des großen amerikanisch-jüdischen Theologen will anders, will tiefer verstanden sein. Wörtlich sagt Dr. Finkelstein:

> «Ich sage voraus (predict), daß binnen 25 Jahren die überwiegende Mehrheit der fünf Millionen Juden dieses Landes zu ihrem Glauben zurückgefunden haben wird und den Sabbath hält.»

Dieses überaus optimistische Wort läßt aufhorchen. Finkelstein glaubt sogar, daß in den USA eine *jüdische Prophetenschule* entstehen wird, von der ganz neue Ströme religiösen Lebens ausgehen können. Als Finkelstein, vor 40 Jahren, selbst als Student am Theologischen Seminar lernte, war es ihm und seinen Kollegen höchst fraglich, ob und wie sich religiöses Judentum in Amerika würde behaupten können. Und jetzt sind die Synagogen überfüllt und allenthalben werden neue Synagogen und reformierte Tempel gebaut. Nach Finkelsteins Darstellung war es die furchtbare Tragödie des europäischen Judentums, die sechs Millionen Opfer forderte, welche das amerikanische Judentum wieder zurück zum Erbe seiner Väter brachte.

Finkelsteins Optimismus muß allerdings wunder nehmen, wenn man ihm nüchterne Zahlen gegenüberstellt. Nach einer kürzlich veröffentlichten Statistik erhalten nur 50% der jüdischen Kinder New Yorks irgendwelchen jüdischen Unterricht; davon die meisten ein bis zwei Wochenstunden in den «Sonntagsschulen».

Andrerseits zeigt ein Blick in die amerikanisch-jüdische Presse, daß das religiöse Leben in den Gemeinden offenbar doch nicht ganz so blühend ist, wie Dr. Finkelstein es den Millionen Lesern von «Time» darstellt. «The National Jewish Monthly», das Organ der B'nai Brith-Logen, veröffentlicht seit Monaten Zuschriften zu dem Thema «All is not well with the Synagogue» (Nicht alles in der Synagoge ist in Ordnung). Es melden sich mehrere Leser zu einer von Rabbi Dr. Manello angeregten Diskussion und eine offenherzige Briefschreiberin aus Texas faßt ihre Eindrücke in den lapidaren Satz zusammen: «Most are indifferent» (Die meisten sind gleich-

gültig). Andere Briefschreiber betonen, daß junge Leute meist den Besuch des Kinos dem Besuch des Tempels vorziehen, da dieser ihnen nichts Neues, nichts Begeisterndes zu bieten hat. Andere weisen darauf hin, daß ernste Menschen im Rotary-Club mehr seelischen Gewinn finden als in ermüdenden Predigten der Rabbis . . .

Diese Volksstimmen unterscheiden sich jedenfalls merklich von der «Trumpet for All Israel», der erweckenden Posaune für ganz Israel, in die der ehrwürdige Rabbi Finkelstein stößt.

Die zahlreichen Besucher aus den USA, Rabbis und Laien, bestätigen dem interessierten Beobachter in Israel mehr die skeptischen Zuschriften aus dem B'nai Brith-Kreise, als die zuversichtlichen Töne aus dem theologischen Seminar. Der Verdacht liegt nahe, daß Dr. Finkelstein vorwiegend seine Studenten sieht. Er betont, daß sich unter ihnen der Sohn eines Großindustriellen befindet, der alle Beziehungen zum religiösen Judentum aufgegeben hat. Dieser Millionär wollte dem einzigen Sohn seine großen Unternehmungen übergeben und der junge Mann sollte sich in den Industriewerken einarbeiten, zog es aber vor, jüdische Theologie zu studieren, um Rabbi zu werden. Solche Fälle gab es auch im westeuropäischen Judentum, ohne daß von solchen vereinzelten «Rückkehrern» gültige Schlüsse auf die geistige und seeliche Lage der Gesamtheit gezogen werden könnten.

Wie dem aber auch sei, aus Amerika drang immerhin eine überaus gewichtige Stimme des Optimismus zu uns und auch einer der führenden judaistischen Gelehrten Jisraels erzählte mir dieser Tage, daß er eigentlich nur aus den USA Briefe junger Juden erhält, die von echtem Drang nach lebendigem Glauben beseelt zu sein scheinen.

In Jisrael selbst aber erheben sich warnende und bange Stimmen. Im neuen Almanach der Tageszeitung «Haaretz» ließ ein großer Essai des Professors für Pädagogik an der Hebräischen Universität, Dr. *Ernst Simon,* aufhorchen. Dieser breit angelegte Aufsatz ist mit der Frage überschrieben: «*Haim od Jehudim anachnu?*» (Sind wir noch Juden?), und auch Martin Buber stellte in seiner Abschiedsvorlesung an der Hebräischen Universität über «Judentum und Kultur» diese existentielle Frage, die auf den Kern unseres Wesens abzielt.

Der «Gestaltwandel der Nation», wie ich dieses Phänomen anderwärts nannte, beunruhigt die wachen Geister in Jisrael.

Wir alle sehen, daß ein Neues sich in Jisrael abzeichnet, ein Hebräertum, das im Begriffe steht, die Kontinuität der jüdischen Jahrhunderte aufzugeben. Ernst Simon versucht zwei Arten des historisch gewordenen Judentums darzustellen, die er «katholisches» und «protestantisches» Judentum zu nennen beliebt. Unter «katholischem» Judentum versteht er eigentlich das traditionell-orthodoxe Judentum, das das ganze Leben unter das Gesetz zu stellen ausgeht. Diese Haltung findet bereits im Pentateuch ihren klassischen Ausdruck und weiter in der Mischna und im Talmud, bis in die Äußerungen der spätesten Dezissoren. «Protestantisches» Judentum aber ist ihm der Versuch des Liberalismus und der Reform im 19. Jahrhundert. Hier wurde auf die Totalität, die «Katholizität» verzichtet, und nur gewisse Bezirke des Lebens wurden unter ein religiöses Signum gestellt, während die weiten Räume des Alltags und der Kultur sozusagen außerhalb des «Raumes der Synagoge» blieben. Beide Formen haben versagt. Das «katholische» Judentum hat es nicht verstanden, so wesentliche Lebensbezirke, wie Liebe, Gesellschaft und Kunst zu erfassen und negierte sie einfach, das «protestantische» Judentum verdünnte sich zu einer mehr oder minder belanglosen, sentimentalen Verzierung des wirklichen Lebens. Durch die jüdische Renaissance des Zionismus aber ist wieder eine totale Erfassung des ganzen jüdischen Menschen erfolgt, nun freilich aber ohne die *wesentlichen Inhalte* dessen, was Judentum, durch alle Wandlungen der Zeit hindurch, bedeutete.

Simons Analyse zeigt vieles von unserer Problematik auf, wenngleich die Terminologie etwas verfehlt erscheint. Das Wesentliche des Katholizismus ist ja in Wahrheit nicht, daß er das ganze Leben erfassen will, das will der calvinistische Protestantismus (vielleicht nicht das Luthertum) ebenso. Die Katholizität der Kirche bezeichnet ihr Umfassen aller Völker und Länder, aller Staaten und Rassen in «*einer* apostolischen und katholischen Kirche». Aber auch der echte Protestantismus will, bei äußerer Anerkennung der Grenzen zwischen Völkern und Ländern, den ganzen Menschen und die ganze Menschheit unter das Wort Gottes, das Wort vom Gericht und von der Gnade, stellen.

Wenn auch die Terminologie Simons problematisch bleibt, so ist seine Sicht der jüdischen Situation zweifellos richtig. Noch schärfer umriß im Privatgespräch Martin Buber diese Situation, indem er bemerkte: «Es ist unser Unglück, daß wir nur eine Reform und keine Reformation hatten.»

Die Versuche der Väter der jüdischen Reform im 19. Jahrhundert — Zunz, Geiger, Holdheim usw. — blieben im Äußerlichen stecken. Heute und hier, wo es hart auf hart geht, wo die Totalität des jüdischen Lebens gefordert wird, reichen diese Teillösungen nicht mehr aus, und ein neues jüdisches Geschlecht, das mit den alten Formen und Normen der Orthodoxie gebrochen hat, kann ihr kein Anderes, Gleichwertiges gegenüber stellen. Simon weist mit Recht darauf hin, daß der Protestant gegenüber dem Katholiken betont, daß gerade der Protestantismus das reine und wahre Christentum darstelle, daß aber das «protestantische» Judentum niemals mit diesem Anspruch echteren Glaubens gegenüber dem «katholischen» Judentum aufzutreten wagte. Für die Diaspora genügte, generationenlang, ein Liberalismus, der ein Minimaljudentum bot, das gerade noch vor Taufe und Ganz-Assimilation schützte; in Jisrael, wo die äußere Zugehörigkeit zum jüdischen Volke Selbstverständlichkeit wurde, genügen diese Minimal-Rationen an Judentum nicht mehr.

Bekenntnisse einer «schönen Seele»

Während Prof. Simon phänomenologisch, von Außen her, die Dinge betrachtet, gibt der junge hebräische Publizist Benjamin Tamus in seiner autobiographischen Skizze «Dori we-Elohaw» (Meine Generation und ihr Gott) (Haaretz v. 14. X. 51) direkte Einblicke in das Ringen des jungen Jisraeli um Gott. Gerade die Subjektivität dieser Darstellung, die absolut aufrichtig und ehrlich wirkt, verleiht ihr nicht nur hohen Reiz, sondern gibt ihr dokumentarischen Wert. Hier spricht Einer von Vielen: Benjamin Tamus schildert, wie sein fragloser Kinderglaube durch einen marxistischen Jugendführer erschüttert wurde. Im Augenblick der negativen Erkenntnis: *es gibt keinen Gott* — bricht aber über dem Meere von Tel-Aviv ein

Gewitter los und der junge Benjamin erkennt, wie einst Hiob, Gott in dem zürnenden Rollen des Donners. Aber auch diese Emotion geht vorüber. Fern wird Gott dem jungen Juden, dessen Seele von nationalen Träumen erfüllt wird. Tamus wird Soldat im 2. Weltkriege und im Befreiungskrieg Jisraels — und nun kommt die erschütterndste Stelle seines Selbstbekenntnisses:

> «Wir gingen als Sieger hervor, befreit und Söhne der Freiheit — nach außen hin; aber nach innen blieben wir verknechtet an das, was an uns vorüber gegangen war, verknechtet der Erinnerung an die guten Tage der *Sehnsucht nach Freiheit* und des Glaubens an die Zukunft.»

Wir stehen hier vor der *Tragödie des erfüllten Ideals*, das sich im Stadium der Erfüllung als ein *Scheinideal* entpuppte. Von Gandhi stammt das pessimistische Wort, daß erreichte Ideale keine wahren Ideale sind. Man kann die Schärfe dieser Formulierung ablehnen, unbestreitbar aber löst die Erfüllung eines Gruppenideals bei den Trägern dieser Idee ein *seelisches Vakuum* aus. Vor diesem Vakuum steht heute die Generation derer, die gestern noch um den Staat und nur um ihn gekämpft hat. Es war nicht der Gottes-Staat «des priesterlichen Reiches» (ein ewiges Ideal!), der hier angestrebt wurde, es war der «Normal-Staat» des «kechol-haamim» (wie alle Völker), der angestrebt *und erreicht* wurde. Und was dann, was weiter...? Hier tat und tut sich für die Generation des Benjamin Tamus, und nicht nur für die, die große, bange Frage auf, die noch unbeantwortet blieb.

Tamus beginnt den Weg über das Ästhetische einzuschlagen: er versucht sich als bildender Künstler, als Bildhauer, um im nachschöpferischen Akt etwas vom Atem des Schöpfers zu erleben. Er geht ins Ausland, nach Paris, und wird dort von der Schule der Existentialisten beeinflußt. Stärker aber als der atheistische Existentialismus des Jean-Paul Sartre wirkt auf ihn der katholisch gefärbte Existentialismus des gläubigen Philosophen Marcell, der dem jungen Jisraeli das Wesen des ewigen «DU» entschleiert: «Treue und Glauben drücken sich aus in der Hingabe an das ‚DU'» — vermerkt Tamus —, «aber nur Gott ist dem Menschen ein absolutes ‚DU'».

Tamus hätte nicht bis nach Paris wandern müssen, um diese Weisheit heimzubringen. An der Hebräischen Universität lehrte ja Martin Buber, der Philosoph des dialogischen Lebens, der in seinem verbreiteten Buche «Ich und Du» diesen Kerngedanken entfaltet.

Aber Buber begegnet Benjamin Tamus nicht. Auch hierin liegt etwas typisches: dieser große Erzieher dreier zionistischer Generationen ist der postzionistischen Generation der «Sabres» noch kaum begegnet! Aber Rabbi Zwi Jehuda Kook, der Sohn des verewigten Oberrabbiners Kook, begegnet Tamus und weist ihn auf die Schriften des großen Weisen von Jerusalem, Rabbi Abraham Jizchak hacohén Kook, hin und in der, von allen Anthropomorphismen geläuterten Theologie Kooks findet Tamus zeitweilig Trost. In Kooks Lehre findet der junge Sabre *eine Identifizierung von Religion und Ethik* und das spricht ihn — kurze Zeit! — an. (Freilich wird hier nicht geahnt, daß das westliche Judentum schon vor mehr als einer Generation, gerade in der Auseinandersetzung Bubers mit Hermann Cohen, die Identifizierung von Religion und Ethik überwunden hat.) Tamus fühlt, daß diese Identifizierung noch kein letztes Wort sein kann — und mit einer großen Frage schließt sein Selbstbekenntnis.

«... *die ich rief, die Geister* ...»

Was ist geblieben? Man trug die große Sehnsucht nach nationaler Freiheit im Herzen, das Ziel von Morgen mit dem ewigen Ziel vertauschend. Es gibt noch heute «Rufer im Streite», die das Feuer von Gestern wach halten, indem sie weiter vorwärts treiben, aufrufen zu Rache und Eroberung, zu einem Übersteigern des erlahmenden Nationalismus. Der namhafteste unter diesen Rufern ist heute der gefeierte hebräische Dichter Uri Zwi Greenberg. Er war Abgeordneter der Cheruth-Partei in der ersten Knesseth. Er hat das Parlament verlassen, um sich wieder ganz seinem Amte als nationaler Barde zu weihen. Er findet nicht nur Anerkennung bei den höchsten Kunstrichtern der hebräischen Literatur: die Jugend liest und singt seine Verse. Sein neues Gedicht-Werk: «Rechowoth Hanahar» (Die Straßen des Flusses) wurde als ein literarisches, ja

mehr als das, als ein nationales Ereignis gefeiert. Als man aber zu Ehren des Buches und seines Dichters in Tel-Aviv eine literarische Feier veranstaltete und der Autor selbst bei dieser Gelegenheit das Wort ergriff, da wurde seinem eigenen Verleger, G. Schocken, bange. Entsetzt ruft Schocken «seinem» Autor Greenberg die Worte zu, die Heine den Juden gegenüber dem Verfolger Edom sprechen läßt:

«. . . denn ich selbst beginn zu rasen
Und ich werde fast wie du!»

Ja, das Hebräer-Ideal Greenbergs trägt mehr die wilden Züge Edoms, als die des friedlicheren Jakobs. «Lidroch al pigrej-ojwejnu» (Auf die Leichen unserer Feinde treten) — das ist das nicht gerade humanistische Ideal des Barden Greenberg, vor dem es selbst seinem Verleger Schocken zu grauen beginnt. Ein zügelloser Haß macht sich in den Worten Greenbergs Luft und diese Lehre des Hasses wird einer neuen Jugend als «Ersatzreligion» für die verlorene Botschaft der Liebe — den Nächsten zu lieben, wie sich selbst und Gott, den Herrn, mit ganzem Herzen und ganzem Vermögen und ganzer Kraft! — angeboten. Und die «Thora» des Hasses fällt auf einen mit dem Blute von sechs Millionen jüdischen Leichen gedüngten Boden. Bewahre uns der Himmel davor, daß diese Saat des Hasses aufgehe, die in das Vakuum der seelischen Richtungslosigkeit gesät wird.

Anredbare Jugend

Diese Betrachtung könnte allzu pessimistisch stimmen. Sie soll es nicht. Gewiß, wir zeigten auf, daß die optimistischen Töne, die aus den USA zu uns drangen, nicht von uns geteilt werden können. Sie weist darauf hin, daß verantwortliche Menschen in Israel bange Fragen nach dem Urgrund unseres Seins als Juden erheben. Und weiter zeigten wir das ausweglose Umhergeworfenwerden einer Jugend, die aus Traum und Wahn zur Ernüchterung erwacht, und endlich konnten wir nicht umhin auf die große Gefahr der hypernationalistischen (und ebenso der «östlich» orientierten) «Ersatz-

religionen» hinzuweisen, die heute und hier in der «heiligen» Sprache angeboten werden. Und dennoch gibt es einen Schimmer Lichts im Dunkel. Immer wieder erweist es sich, daß unsere Jugend, gerade jetzt, da sie nach seelischem Neuland tastet, anredbar ist. Die weitverbreitete illustrierte Zeitschrift «Haolam Haseh», die von dem mutigen jungen hebräischen Schriftsteller Uri Avneri herausgegeben wird, brachte (Nummer vom 9. Oktober 1951) unter dem Zitat aus dem 45. Psalm, Vers 5 «Reite für die Sache der Wahrheit!», einen Artikel über die religiöse Problematik im Lande, wobei meine eigenen publizistischen Versuche zu einer durchgreifenden religiösen Reformation in Jisrael volkstümlich-wohlmeinend dargestellt wurden. Was mir in über zehn Jahren nicht gelungen ist, gelang Avneri in diesem Akte des «Dolmetschens»: er brachte die einfache Erkenntnis, daß heute und hier — und, wie ich glaube, wirklich nur hier, die Stunde der echten, der tiefgehenden, sich wieder neu am prophetischen Glauben der Bibel orientierenden jisraelischen Reformation angebrochen ist, an junge Menschen heran, für welche die großen Erzieher des europäischen Judentums — *Hermann Cohen, Claude G. Montefiore, Leo Baeck, Martin Buber, Franz Rosenzweig* — noch nicht gesprochen haben. Junge Jemeniten und Bucharen, im Lande verwurzelte «Palmachniks»[1] und junge Mädchen der bündischen Gemeinschaften stellten mir Fragen: Fragen, die auf das Wesen dessen abzielten, was eigentlich mit uns, Jisrael, gemeint ist. Dieses Aufbrechen der großen Frage: *wer sind wir eigentlich und wozu sind wir in diese Welt hinein gestellt?* — ist die beglückende Möglichkeit inmitten des Dunkels, das uns umgibt. Es ist, vorerst fast nur wie ein unterirdisches Beben, etwas von neuer jüdischer Selbstbesinnung bei uns zu spüren. Vereinzelt noch, jäh auftauchend und dann wieder verschwindend. Aber ein Funke ist da. Es kommt alles darauf an, daß dieser Funke wach gehalten und zu einem mächtigen Feuer, «Esch-Dath», entfacht wird.

---

[1] Freiheitskämpfer